Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Südkurier. 1945-1954
1950

24 (23.9.1950) Oberländer Chronik

Visual Library

den Sonntagnachmittagen aber traf sich oft eine größere Anzahl, Meister und Gesellen, bei dem einen oder anderen Landsmann. Gerne wurde stets das im Schwarzwald überall bekannte Zego gespielt. Gewöhnlich war der Einsatz gering, aber manchmal erfaßte auch diese vorsichtigen Sparer die Leidenschaft. Dann konnte das Spiel bei stout und ale hitzig werden und tief in die Nacht hinein dauern.

Ihre gediegene Geschäftstüchtigkeit und ihr handwerkliches Können brachte all diesen Schwarzwald-Engländern im fremden Land einen guten Gewinn. Wenn aber so das 50. Lebensjahr herannahte, dann zog es die meisten von ihnen wieder in den Schwarzwald. Sie überließen das Geschäft der nachgerückten jüngeren Generation, behielten einen Anteil und genossen beschaulich zu Hause die Früchte ihres Fleißes. Bei manchen erwachte auch der Bauernsohn im Alter wieder. Diese legten sich eine kleine Landwirtschaft zu, zwei Kühe, ein paar Wiesen und Felder, ein Gärtlein und pachteten mit einigen anderen eine Jagd. So streiften sie mit dem Gewehr tagelang durch die Wälder, die sie schon als Buben durchschritten hatten, und sanken langsam und besinnlich in die Heimat und Scholle zurück.

Heute sind die Schwarzwald-Engländer, die sonst für verschiedene Orte des Schwarzwaldes so charakteristisch waren, größtenteils ausgestorben. Eine neue Generation wächst nicht mehr nach. Auch hier wirkten die beiden Weltkriege zerstörend. Diejenigen, welche bei Kriegsausbruch noch in England lebten, wurden ausgewiesen, ihr Besitz beschlagnahmt und der geringe Ersatz, den die Heimat leistete, zerschmolz durch die Inflation und die Währungsreform.

Karl Sättele-Straub

Sagenumwobener Feldberg

Steht man auf dem Seebuck am Feldberg und schaut in den Abgrund hinab, so blickt uns der Feldsee wie das rätselhafte, dunkle Auge des Schwarzwalds entgegen. Ueber die Hälfte seiner Ufer sind von steilen Felsen umschlossen und dunkle Tannen stellen Braue und Wimpern dieses geisterhaften Auges dar. Abgesunkene Baumstämme leuchten aus seinem moorigen Grund empor, die zum Teil weiß gebleicht von Wind und Wetter aus dem Wasserspiegel herausragen, wie die Skelette urweltlicher Riesentiere.

*

In den alten Spinnstuben des Schwarzwalds ging daher auch die Sage, daß seit undenklichen Zeiten böse Geister und Dämonen in die unergründliche Tiefe des Feldsees verbannt worden seien. Trieben solche Kobolde in einem Bauernhaus der Umgegend ihr Unwesen, so wurden sie einfach von einem Geistlichen beschworen, in eine Flasche gebannt, diese fest verspundet, zum See getragen und dort versenkt. Nachdem der Geisterbeschwörer das geheimnisvolle Werk vollbracht und dem See wieder den Rücken zugekehrt hatte, mußte er sich in Acht nehmen und ja nicht etwa zurückschauen. Ein seltsames Stimmengewirr in allen Tonarten erhob sich hinter seinem Rücken und er war verloren, sobald er sich umsah, denn die noch freien Geister, die am düsteren Seeufer wohnten, ergriffen ihn sogleich und stürzten ihn in den schaurigen Abgrund des Sees. —

*

Am Seeufer hat auch der durch Hebel bekannt gewordene Dengelegeist gespukt. Manch einer, der zu Todtnau aus dem Wirtshaus einen anderen Geist im Kopf mit sich trug, dessen Art dem Dengelegeist zuwider war, soll dies gar übel empfunden und von ihm den Rest der Nacht im Nebel an der Nase herumgeführt worden sein. Einmal hat er einen Wilderer, der schon viel auf dem Kerbholz hatte und dem die Neckereien des Dengelegeist so auf die Nerven gingen, daß er sich in entsetzlichen Flüchen Luft verschaffte, in seinem Grimm in den See hinabgestürzt. — Die geistlichen Herren von St. Blasien waren ihm verhaßt, weil sie immer wieder versucht hatten, ihn zu bannen.

Nach einer mittelalterlichen Sage hat ein gewisser Ludwig von Lichtenberg einen Familiengeist in einer Flasche besessen, der zuletzt in den Besitz eines Wilhelm von Rappolstein überging, der allerlei Wunder mit dem Flaschengeist trieb, bis ihm ein Priester anläßlich einer Beichte riet, sich dieses heidnischen Spukes zu entledigen, worauf der Rappolsteiner beschloß, den Geist mit der Flasche zusammen im Feldsee zu versenken. Zuvor aber gebot er seinen Begleitern, im Kloster von St. Blasien zurückzubleiben und ihn allein gehen zu lassen. Beileibe aber solle sich niemand um ihn bekümmern, bis zu seiner Rückkehr. Ein junger Mönch von St. Blasien folgte jedoch, überwältigt von seiner Neugierde, trotzdem unbemerkt dem Herrn von Rappolstein. Als dieser nach verrichtetem Werk von der Höhe des Feldbergs zurückkehrte, fand er den jungen Mönch tot am Wege liegen und meldete es im Kloster, auf daß man ihn holen und in geweihter Erde bestatten möge. —

*

Unweit des Feldbergs, auf einem seiner nächsten Ausläufer hat, nach einer anderen Sage, einst eine Burg gestanden, deren letzter Besitzer ein reicher Graf war, der keiner andern Beschäftigung als der Jagd nachging. Das Wild wurde in seinen Forsten derart gehegt, daß es zur Plage für die armen, umwohnenden Bergbauern wurde, deren kümmerliche Felder vom Wild oft ratzekahl abgefressen wurden. Am Vorabend eines Pfingstfestes jagte er wie gewöhnlich bis spätnachts in seinen Wäldern und verlor sein Gefolge, wobei er vergeblich versuchte, einen Ausweg aus der Wildnis zu finden. Nach gewaltsamem Durchzwängen durch dichtes, übermannshohes Unterholz, wobei ihm sein Hirschfänger als Haumesser dienen mußte, geriet er um die Mitternacht samt seinen Rüden auf eine Waldlichtung und sah zum ersten Male wieder seit Stunden Sterne am Himmel funkeln. Aufatmend wollte er sich zu Boden werfen, um auszuruhen, als er im Gebüsch ein Geräusch und Stöhnen vernahm, wie wenn ein Mensch in höchster Not verfolgt würde. Seine Hunde begannen winselnd die Rute einzuklemmen, und ihm selbst war nicht ganz geheuer zumute. Plötzlich stürzte ein hochgewachsener, mit einem Bogen bewaffneter Mann, der ein altertümlich geformtes Hifthorn an der Seite trug, aus dem Gestrüpp und hinter ihm drein jagten mit lauter Totengerippen berittene Sechzehnender-Hirsche. Ueberall, wohin der Graf ins umliegende Gebüsch sich retten wollte, brachen neue Hirsche mit ihren grauenvollen Reitern aus dem Wald und trieben ihn in die Mitte der Waldlichtung. Als er keinen Ausweg zu entrinnen mehr fand, rief er mit verzweifelter Stimme dreimal laut den Namen des Erlösers, worauf die ganze schauerliche Gesellschaft in alle Himmelsrichtungen auseinanderstob. Der Mann aber schritt auf den Grafen zu und sagte mit dumpfer Grabesstimme zu ihm: „Ich war ein gewaltiger Jäger wie du und habe Tiere und Menschen gehetzt; Wilderer, die ich ertappte, ließ ich auf lebende Hirsche schmieden und so lange durch meine Hunde hetzen, bis die Hirsche zusammenstürzten und die darauf Geschmiedeten unter elenden Qualen starben. Zur Strafe geschieht nun mit mir allnächtlich das, was du mit deinen Augen gesehen. Die von mir Gehetzten und Gerichteten lassen mich das Gleiche tausendfach büßen, was ich ihnen zu Lebzeiten angetan. Nimm dir an mir ein Beispiel. Bessere dich und werde menschlicher als ich, dein leiblicher Urgroßvater, es war!" — Damit verschwand die Gestalt.

Erst am andern Morgen fanden die Leute des Grafen ihren Herrn mit entstellter Miene vor. Sie glaubten zunächst, er sei verunglückt und wollten ihn nach seiner Burg tragen. Er gab aber ihnen seinen unumstößlichen Willen kund, daß er auf dieser Waldlichtung eine Klause bauen lassen wolle, und bis dies geschehen, in einer der nahe gelegenen Steinhöhlen zu hausen gedenke. Alles, was er besaß, ließ er unter die armen Bergbauern verteilen, bedachte vor allem reichlich die Witwen und Waisen der bestraften Wilderer und ließ abschließend alle Eingänge seiner Burg vermauern, damit kein Mensch das Schloß wieder bewohnen, und dem Teufel der Jagdleidenschaft derart frönen könne. Die Burg zerfiel und kein Mensch kennt heute mehr genau die Stelle, wo sie gestanden. Nur die Sage von dem Grafen und seiner unseligen Leidenschaft ist über die Zeiten fort im Gedächtnis der Menschen auf den einsamen Höfen der Umgegend haften geblieben.

R. Fahr-Til

Der Kaiser und der Fuhrmann

Als Kaiser Karl V. 1543 aus Italien zurückkehrte, rüstete er in großer Eile gewaltig wider den Herzog von Jülich und Kleve. In Augsburg und Ulm wurden die schönsten Feldschlangen gegossen und fahrbare Lafetten dazu hergestellt. Schwäbische Fuhrleute wurden in großer Zahl angeworben, um das Geschütz nach Geldern zu führen. In den Niederlanden waren die Wege so erbärmlich, daß die Räder der schweren Donnerbüchsen sich tief in den Grund bohrten. Die schwäbischen Fuhrleute schimpften und fluchten, kamen deshalb aber nicht schneller vom Fleck. Der Kaiser indessen wollte rasch an den Feind, ehe am Ende der König von Frankreich dem Herzog zu Hilfe käme. So ritt er eines Tages selber zu einem der biederen Rosselenker, der gerade seinen dampfenden Schimmel verschnaufen ließ, und fuhr ihn hart an, endlich weiter zu fahren. Der wackere Schwabe, der den kaum mittelgroßen hagern Mann in spanischem Habit, der so schlaff im Sattel hing, nicht kannte, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern warf dem Schreier nur einen sauren Blick zu. Der Kaiser aber fackelte nicht lange, sondern schlug mit der Reitgerte dem Fuhrmann über den Kopf. Der seinerseits war auch nicht faul, nahm seine gewichtige Geißel und ließ sie dem Angreifer um die Ohren sausen. „Daß dich spanischen Halunken Gottes Element schänden möge!", schrie er und begleitete jedes zweite Wort mit einem neuen Schlag.

Der Habsburger war blaß, befahl mit mühsam bewahrter Haltung, den Frevler wider die Kaiserliche Majestät stracks an den nächsten Baum zu knüpfen, und empfahl sich eilends, die Striemen im Antlitz zu kühlen. Dem Fuhrmann verging das Lachen, als er merkte, wen er verprügelt hatte. Den deutschen Obersten aber tat es leid, den wackeren Landsmann zu hängen. Waren sie doch selber oft genug erbost über das hispanische Kriegsvolk, das kein Herz für die arme Kreatur hatte und am liebsten die Gäule zuschanden trieb. So trafen sie die Anstalten zu der Exekution recht langsam und umständlich, damit inzwischen des Kaisers Zorn verrauche. Nach schicklicher Zeit traten sie sodann vor den mißhandelten Monarchen, der nichts anderes dachte, als daß sie kämen, ihm die vollzogene Exekution zu melden. Da aber warfen sich die Obersten und Hauptleute auf die Knie und baten um das Leben des Delinquenten, den groben Exzeß mit seiner Unwissenheit entschuldigend. Sie wußten auch listig des Kaisers Güte und Milde in so leuchtenden Farben zu malen, daß Kaiser Karl schließlich nicht anders konte, als ihrer Bitte stattzugeben. Weil aber die beleidigte Majestät gerochen werden mußte, befahl er, dem Fuhrmann die Nase abzuschneiden. Dem Schwaben deuchte es immerhin besser, die Nase als das Leben zu verlieren, und so ließ er sich willig seines Gesichtsvorsprungs berauben.

Oberländer Chronik
Redaktion: Dr. Walter Manggold

Oberländer Chronik

Heimatblätter des Südkurier • Nr. 24 / 23. September 1950

Die Schutzmantel-Madonna von Markdorf

Das im August gefeierte 700-Jahrfest von Markdorf hat aus der stillen Dämmerung einer Seitenkapelle der St. Nikolauskirche auch die herrliche Schutzmantelgruppe in das Blickfeld großen Interesses treten lassen, und das wirklich mit Recht.

Die Idee der Schutzmantelmadonna gehört zum Ansprechendsten der reifen Gotik überhaupt; denn sie ist eine der liebevollsten Ausstrahlungen jener glaubensglücklichen Zeit; sie gehört zu dem, was so reich beschenken kann, weil sie die Einsamkeiten des Menschen durch die tröstende Nähe des Himmlischen zu überwinden vermag, weil sie wie ein geistiger Sommermorgenwind über Schwüle und Schwere der Seele hinweghilft, sobald man fähig ist, in jenen Sphären zu atmen, in denen der Mönch von Heilsbronn, auch ein Kind des 14. Jahrhunderts, gesungen hat:

„wenn daz himmlisch kummt zur sel —
waz vorhero finster, ward hell
und würd mit gnadt erlüchtet —
waz dür, ward gefüchtet,
waz hart, ward gelindet —
all jammere swindet".

Die Idee der Schutzmantelmadonna ist für uns eine große Ueberraschung, denn sie entspricht vor allem der schwäbischen Eigenart; wer ihre Geistesgeschichte kennt, merkt, daß sie immer wieder aus Gegensatz und Zwiespalt heraus die Einheit des Lebens sucht; denn für sie ist das Leben wohl problematisch, aber nicht unbedingt tragisch. Der nordische Ibsen läßt seinen Brandt die tragikerfüllten Werte rufen: „Alles oder nichts!" Hegel sagt in urschwäbischer Gelassenheit: „Das Wahre ist das Ganze". Und leuchtet nicht wie ein milder, beruhigender Abend nach dem hastenden, so oft beschwerten Wirken und Werken des Tages aus vielen Kompositionen der Schillerschen Muse der Ausgleich von drückender Notwendigkeit und erlösender Freiheit, von fast sturer Würde und beglückender Anmut, von schwüler Sinnlichkeit und reinem Geist? — Der seelenvollste Sohn aber der schwäbischen Erde, Hölderlin, läßt alle Leiden und Gegensätze des „Hyperion" ausklingen: „Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt; Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder". In den vielen bitteren Dissonanzen und Disharmonien des Lebens vermag aus seinen tiefsten, zwiespältigsten Gründen der seelenvolle, reine Klang von der Idee der Schutzmantelmadonna zu führen; das Heimweh nach ihrer gütig führenden Hand ist die Ueberraschung.

Die Idee der Schutzmantelmadonna ist geradezu der Born eines „Wunders". Im Mittelalter war das Ausbreiten des Mantels ein mächtiges Symbol; es geschah beim Abschluß einer Ehe, bei der Adoption elternloser Kinder, ja der ausgebreitete Mantel wurde zum Asyl der Verfolgten. Das zuletzt genannte Mantelschutzrecht genossen vor allem die Frauen. Im Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft hat Vera Sußmann geschrieben: „Urgermanisches Recht ist übernommen worden; wer die Hand der Frau oder ihren Busen berührte, wer unter ihren Mantel oder Schleier flüchtete, war vor dem Verfolger sicher wie in einer Kirche". Es ist keineswegs überraschend, daß man gerade dieses Schutzmantelrecht auf unsere „liebe Frau" übertrug; singt doch ein altes Wallfahrerlied: „Dein Mantel deckt die weite Welt, ist aller Zuflucht und Gezelt". So wurde die Idee der Schutzmantelmadonna zur Vision der Sicherheit — und das ist ihr Wunder.



Zeichnung: Harald Gutschow

Interessant und ansprechend zugleich ist auch der kunstgeschichtliche Weg zur Schutzmantelmadonna. Einer der reifsten Seher und Künder der Gotik war Niklas von Leyen; er kam vom Mittelrhein nach Chartres und erlebte dort das einzigartige Nordportal der Kathedrale; seltsam, nicht die apokalyptischen Propheten und Apostel fesselten ihn, sondern ein schlafender Adam — dieser hatte sein Haupt auf Gottes Schoß gelegt; Gott neigt sich zu ihm herab und fährt ihm durchs Haar, und eine wundersame Minne träumend erlebt der Schlafende eine namenlose Beseligung. — Was war das? War das ein Spiel? War das Vermiedlichung oder Versinnlichung des Religiösen, Schon diese Fragen bergen Krankhaftes in sich selber. Es geht um etwas ganz anderes — um die unrealistische Gestaltungsweise größer und größter Ideen und ihrer Erlebnisse — mit einem Wort: Das ist Gotik. Allerdings, auch Niklas von Leyen hat mit diesen Fragen gerungen und einerseits Berauschtheit, andererseits Abgestoßensein jagten ihn nach Straßburg, wo er die Büsten vom Hanauer Grafen und seiner bekannten Konkubine Bärbel mit dem dämonischen Lächeln schuf; beide zierten den Eingang der Stadtpfalz, und ganz Straßburg lachte und gröhlte. — Meister Niklas sitzt finster und verzweifelt im Münster, er ringt, er zögert, zuletzt kehren seine Gedanken wieder nach Chartres zurück, und er macht die beiden Hauptwerke seines Lebens — das Epitaph des „Unbekannten Klerikers"; dieser kniet daheim auf einem Schemel; das Fenster daneben ist offen; Maria neigt sich herein, und ihr Kind streichelt die hagere Hand des Beters; das Epitaph schmückt heute noch das Ostwerk vom Münster. Dann ging Niklas in den Schwarzwald und schuf das Höchste und Erhabenste der europäischen Gotik, die verklärte und verklärende Gottesminne im sterbenden Kruzifixus auf dem Friedhof von Baden-Baden. — Andere folgten Meister Niklas nach, so die Meister der Johannesminne beim letzten Abendmahl, Lochner, der im Kölner Dombild das Großwerk himmlisch-menschlichen Zusammenseins schuf, Dürer, der die Verteilung der Rosenkränze an alle Stände malte, und Holbein mit seiner Basler Madonna, die ihren Mantel über den Bürgermeister und seine Familie breitet. Und während sich das alles konsequent weiter entwickelte, sah, wie in Straßburg, „Maria zum Fenster herein als Schutzmantelmadonna". Ihre große Zeit ist das 14. und 15. Jahrhundert, wo in Italien 150 und in Deutschland 120 Schutzmantelgruppen entstanden.

Und eine von diesen 120 birgt St. Nikolai in Markdorf. Sie ist anders geschaut und gestaltet als die Ravensburger. Letztere ist ohne Kind, schlank, gürtellos; im Gesicht fällt die hohe Stirne auf und der ernste, visionäre Blick in die Ferne; die rechte Kopf-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schleierseite ist aufgebläht, die andere Seite legt sich elegant von links nach rechts über den Busen und vereinigt sich unterhalb der Schulter mit den fließenden Falten des Mantels; unter dem Mantel gruppieren sich je 5 Gestalten und machen mehr den Eindruck des Gebergenseins als des Schutzsuchens; Maria scheint eher die „juristische, rechts-starke" Schutzfrau einer Familie zu sein. Das Original kam in das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin.

Die glücklicherweise zu Markdorf verbliebene Schutzmantelmadonna datiert Dehio in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, also in das Zeitalter von der Hochblüte der Spätgotik mit ihren starken Akzenten des Individuellen und Malerischen, verkörpert am Oberrhein durch das St. Theobaldmünster zu Thann im Oberelsaß, durch das liebliche Marienkirchlein zu Lautenbach im badischen Renchtal und vor allem durch die Krone der oberrheinischen Spätgotik, die Dangolsheimer Madonna, ehedem in einer Schwarzacher Klosterhofkirche im Unterelsaß. Alle wesentlichen Momente dieser großen Denkmäler finden wir am Schutzmantelbild zu Markdorf wieder; zu allererst die wundervolle S-Linie in der Gesamtkörperhaltung der Madonna mit ihren endlosen Perspektiven ins Unendliche, dann das mütterlich-gütige Lächeln, das Maria in die hilfesuchende Welt hineinschauend allen schenkt, die zu ihr kommen; endlich das köstliche, sich weit herabneigende Kind, das sich mit der einen Hand am Hals der Muter festhält und mit der anderen mithilft, den Mantel zu weiten und zu tragen. 18 Vertreter aller Stände drängen sich unter den Mantel, Papst, Kardinal, Bischof, Welt- und Ordensklerus und ein in Verzückung versenkter Mystiker, auf der anderen Seite Kaiser, Herzog, Kaufmann, Handwerker, Bauer, Mutter mit Sohn und Tochter, alle gleich bedürftig und gleich betend: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin". —

Seit 500 Jahren ist dieses Bild das Kleinod von Markdorf; kirchliche und weltliche Fürsten, Einheimische und Fremde, Begüterte und Heimatlose stehen im Mitgliedsbuch der Markdorfer Schutzmantelbruderschaft.

Alfons Harbrecht.

Ambros Oschwald, ein Schwarzwälder Siedler in Amerika

Einer der eigenartigsten unter den unzähligen Auswanderern, die in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ihre badische Heimat verließen, um jenseits des großen Wassers ein neues Leben nach freierem Willen zu gründen, ist Ambros Oschwald, der Priester, Arzt und Mystiker, ... eine Erscheinung, die in manchem an Albert Schweitzer erinnert.

Ambros Oschwald ist 1801 in Mundelfingen als Sohn armer Eltern geboren. Ueber seine Jugend ist wenig bekannt. Er hatte das zwanzigste Lebensjahr bereits überschritten, als er in das Gymnasium in Donaueschingen eintrat, nachdem ihn, wie er von sich selbst bezeugt, der Ruf der göttlichen Gnade getroffen hatte. Hernach oblag er dem theologischen Studium und wurde 1833 zum Priester geweiht. Von 1838 bis 1849 wirkte er als Seelsorger nacheinander in den Schwarzwaldgemeinden Hammereisenbach, Urach, Grünwald, dann im badischen Hinterland in Ballenberg, dann wieder im Schwarzwald, im Dorf Herrenwies.

Hier gab er im Revolutionsjahr 1848 das erste seiner schriftstellerischen Werke heraus. Es führte den Titel „Blicke auf Gegenwart und Zukunft" und erlebte schnell hintereinander zwei Auflagen.

Ambros Oschwald sah in den Ereignissen jener Umbruchsjahre den Beginn eines neuen Zeitalters, und er suchte in der Geschichte der Menschheit nach adäquaten Erscheinungen. Er meinte nachweisen zu können, daß alles Werden und Vergehen sich in einem bestimmten Rhythmus bewege, daß alles schon einmal dagewesen sein müsse und daß nach der heiligen Prophetie drei große Entwicklungsepochen anzunehmen seien. Die erste dieser Weltperioden begann ihm mit der Erscheinung Christi. Daran schloß sich das Zeitalter der Märtyrer an, das „fassen wird 2000 Jahre", um dann abgelöst zu werden vom Zeitalter eines tausendjährigen Friedens.

Wie nun der Versuch, den Ablauf des Weltgeschehens in ein System zu bringen, immer etwas Gewaltsames hat, manches nach Belieben zurechtgerückt wird und fehlende Glieder in der Kette einfach hinzugedichtet werden, so hat auch Ambros Oschwald die Schranken der exakten Forschung durchbrochen und an ihre Stelle die intuitive Schau, die keine Kontrolle zuläßt, gesetzt. Daß er dabei, ohne es allerdings zu wollen, das Dogma seines Glaubens durchstieß, trug ihm die zwar wohlwollende, aber unbedingte Zurechtweisung durch seine geistliche Behörde ein. Seine Schriften wurden als voll von „erdichteten Gesichten, von Irrtümern, von Träumereien künftiger Ereignisse, die nur geeignet seien, schwache Gemüter zu verwirren", verworfen.

Wir Heutigen können aus hundertjähriger Rückschau heraus dieser Stellungnahme nur recht geben, wenn auch einiges von den sybillinischen Darstellungen Oschwalds höchst frappierend bleibt. So schlug er zum Beispiel mit der okkulten Zahl 666 über die Geschichte hinweg seine Bogen. Jeweils im Auftreffpunkte begann für ihn ein neues Intervall. Sonderbarerweise kommt er dabei auf die Jahreszahl 1914!! Auch die Jahre 1944 und 54 spielen als Momente des großen Umbruches bei ihm eine Rolle.

Nach der Rückkehr aus Kempten, wohin er auf ein halbes Jahr beurlaubt worden war, amtierte Ambros Oschwald im Dorfe Hofsgrund auf dem Schauinsland bei Freiburg. Er galt jetzt bereits als Haupt einer Sekte, die nach seinem Namen benannt war und sich als „Geistig-magnetischer Verein" bezeichnete. Die Sekte wurde 1851 von der kirchlichen Obrigkeit verboten. Oschwald wurde aufgefordert, seine Schriften, deren letzte „Visionen und Erscheinungen" hieß, von seinen Anhängern zurückzuverlangen.

Oschwald erhielt die Erlaubnis, nach München überzusiedeln, wo er (mit 51 Jahren!) sich homöopatischen Studien widmen wollte. Nach zweijährigem Aufenthalt in dieser Stadt und nach intensivem Bemühen um medizinische Kenntnisse, kam er aber darum ein, nach Amerika auswandern zu dürfen. Es wurde ihm genehmigt. Rührend zu lesen ist die dem Erlaß der Freiburger Kirchenbehörde gemachte Hinzufügung. Sie heißt: „Indem wir Euer Hochwürden Gottes Schutz und Segen für Ihre Reise und Aufenthalt in Amerika von Herzen wünschen, ermahnen wir Sie in dem Herrn, daß Sie immer und in allen Beziehungen in Glaube, Sittenlehre, Cult und Kircheinheit an unserer heiligen römisch-katholischen Kirche festhalten."

Zugleich wurde Ambros Oschwald ein Empfehlungsschreiben ausgehändigt, das er drüben dem Bischof der Diözese, wo er sich niederzulassen gedächte, übergeben könne.

Oschwald brach mit 113 Anhängern auf. Es waren meist unverheiratete Männer und Frauen aus dem gesamten badischen Lande. Die Fahrt ging über Paris, Le Havre nach New York, von wo die Auswanderer nach Milwaukee im Staate Wisconsin aufbrachen. Hier erhielt Oschwald die Erlaubnis, sich mit seinen Leuten in der Wildnis, etwa hundert Kilometer nördlich der Stadt und westlich vom Michigansee anzusiedeln. Dort, in einer prächtigen waldigen Hügellandschaft mit fruchtbarem Boden, erstand er nicht weniger als 3000 Acker Regierungsland. Mit Ochsenwagen wurde dorthin gefahren. Nach Ankunft wurde sogleich an die Arbeit gegangen, ein erstes Holzhaus mit Laubdach erbaut, ein großes hölzernes Kreuz aufgerichtet. Dann ging man an die Rodung des Waldes, wobei die erstaunten Bewohner der Wildnis die Indianer, Zeugen waren. Die Siedlung erhielt ihre Benennung nach der Heimat des Lieblingsheiligen und Vorbildes Oschwalds, dem Heiligen Gregor von Nazianz, des einst in der Weisheit asketischer Weltentsagung lebenden, gottseligen Menschen und Dichters: Sie wurde St. Nazianz geheißen.

Es wurde eine wunderseltene Siedlung, dieses St. Nazianz. Vater Oschwald setzte hier die Lehre der christlichen Apostel in die Wirklichkeit um. Es gab kein Eigentum, nur eine Gütergemeinschaft. Zwölf Gemeinderäte unter dem Vorsitz von „Vater Oschwald" bildeten die Behörde und leiteten die Kommunität. Den Mitgliedern der Gemeinde, soweit sie nicht verheiratet waren, wurde die Ehelosigkeit zur Pflicht gemacht. Sie hatten das Gelübde der freiwilligen Armut, steter Keuschheit und Unterwerfung unter einen Oberen zu leisten. Die Kolonisten wohnten in separaten Klosterzellen, die Männer von den Frauen getrennt, jene unter drei männlichen, diese unter zwei weiblichen Vorstehern. Jeder war zur Arbeit verpflichtet. Schloß sich ein Reicher der Kolonie an, so mußte er arbeiten wie alle anderen. Jeden Morgen um sechs Uhr wohnte die ganze Kolonie der heiligen Messe bei. Nach dem Frühstück ging es an die Arbeit. Den Männern oblag die Feldbestellung, die Frauen besorgten die Hausarbeit und den Garten, gekocht wurde gemeinsam. Der Nachmittag blieb meist für religiöse Uebungen frei. Die Tracht blieb dieselbe, wie sie aus der deutschen Heimat mitgebracht worden war.

Um die Kolonie bei ihren Lebensregeln vor dem Aussterben zu schützen, wurden jederzeit neue Mitglieder aufgenommen, allerdings nur Deutsche. So wollte es Ambros Oschwald, der seinen Leuten in der Einsamkeit ein wahrer Vater wurde. Er war sozusagen ihr Vorarbeiter, ihr Priester und ihr Arzt. Bei der realen, harten Tätigkeit und der Notwendigkeit, sich im Wirklichen zu behaupten, waren die mystischen Neigungen geschwunden, die apokalyptischen Ideen ins Nichts zerronnen. Oschwald war ohnehin gleich zu Anfang von dem Bischof von Milwaukee, einem geborenen Schweizer, mit allen geistlichen Vollmachten ausgestattet worden.

Die St. Nazianzer verehrten den tätigen, menschenliebenden, frommen Mann alle Tage seines Lebens. Sie sahen ihn für heiligmäßig an. Und als er im Jahre 1873 hochbetagt starb, konnten sie an seinen Tod nicht glauben und ließen den Leichnam fast drei Monate unbeerdigt. Dann setzten sie ihn in einer Gruft in der Kirche bei. Von weit und breit pilgerten nun die Leute zu seinem Grabe, wie sie zu seinen Lebzeiten gekommen waren, um sich bei dem hochgemuten Manne geistigen Zuspruch und Rat in körperlichen Leiden zu holen.

Für die Kolonie brach allerdings eine Zeit der Wirren an. Sie währten so lange, bis die Kommunität einen neuen Vorsteher in dem Pater Franziskus Maria Jordan, einem Deutschen, gebürtig aus Gutweil, fand. Jordan setzte das Werk Oschwalds in dessen Geiste fort und erweiterte es. Er gründete in St. Nazianz ein Salvatorianer-Kolleg, das zum Ursprungsort vieler Niederlassungen des Ordens in Amerika wurde, eine Druckerei, einen Verlag und dergleichen mehr.

Die Vereinigten Staaten bewahren aus ihren Gründer- und Werdejahren das Andenken an viele Deutsche, die ihnen kraft ihrer menschlichen Tüchtigkeit in hohem Maße dienten. Zu den Schurz, Steuben und anderen gehört auch Ambros Oschwald aus Mundelfingen in Baden.

Max Rieple

Früheste schriftliche Kunde vom Bodensee

Die Geologen wissen von der Entstehung des Bodensees zu berichten, und die Prähistoriker von den frühesten Bewohnern an seinen Ufern, die in Pfahlbauten wohnten und aufschlußreiche Spuren ihres Lebens hinterlassen haben. Wann aber taucht der Bodensee in der Literatur der Kulturgeschichte erstmals auf, und was wissen die Schriftsteller über ihn zu berichten? Bei Cäsar, der in seinem „Gallischen Krieg" manches Interessante über Land und Leute in Germanien und Helvetien mitzuteilen weiß, und bei Tacitus, der das Standardwerk der damaligen Zeit über Deutschland, die „Germania" schrieb, fehlen jegliche Angaben über Deutschlands größten Binnensee. Der erste, der über ihn berichtet, ist der römische Geograph Strabo, der etwa 20 Jahre nach Christi Geburt in einer Erdbeschreibung mitteilt, was er als Kriegsberichter der römischen Heere, die mit Rhätern und Vindeliziern Krieg führten, an geographischem Wissen um den Bodensee erfuhr.

Strabo bezeichnet den Bodensee als Ausfluß des Rheins. Er nennt ihn nur den See und schätzt seinen Umfang auf 300 Stadien (= 7½ Meilen). Er spricht von einer Insel in ihm. Wahrscheinlich ist die Reichenau damit gemeint. Der römische Kaiser Tiberius, der Nachfolger des Augustus, zu dessen Zeit Christus geboren wurde, setzte mit einer Flotte — berichtet Strabo — über den See, besetzte die Insel und befestigte sie. Von ihr aus lieferte er den Vindeliziern eine für ihn siegreiche Seeschlacht. — Auch der römische Geschichtsschreiber Dio Cassius hat im 3. Jahrhundert n. Chr. diesen Feldzug besonders ausführlich beschrieben.

Zwanzig Jahre später, also 40 nach Chr., berichtet der römische Geograph Pomponius Mela über den Bodensee. Dieser spricht schon genauer von zwei Seen, die er Venetus und Acronius nennt. „Der Rhein", so schreibt er, „bildet von den Alpen niederstürzend, nicht fern von seinem Ursprung, zwei Seen, den Venetus und Acronius", zwei Benennungen, deren Sinn nicht sicher geklärt ist. Doch ist zu vermuten, daß Ober- und Untersee darunter zu verstehen sind.

Der römische Schriftsteller Plinius der Aeltere, Verfasser einer 37 Bände umfassenden Naturgeschichte, der beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 seinen Tod fand, rechnet den See zu Räthien und ist der erste, der ihn den brigantinischen nennt nach der Stadt Brigantium, dem heutigen Bregenz.

Der alexandrinische Geograph Ptolemäus (140 n. Chr.) nennt zwar den Bodensee nicht, wohl aber zweimal die Stadt Brigantium, die nach Strabo eine vindelizische Stadt war. Julius Solinus sagt, im 3. Jahrhundert nach Chr. in seinem „Polyhistor", die Gegend werde durch den Brigantinischen See geadelt. — In den ersten Jahrhunderten nach Chr. dürfte der ringsum von Wäldern und Sümpfen umgebene See dauernd mit Nebel bedeckt gewesen sein. Römerstraßen brachen eine Bresche in diesen Urwald, — sie sind auf der sogenannten Peutinger'schen Tafel eingezeichnet — und da, wo heute die Schweizer Stadt Arbon liegt, stand ein römisches Castell Arbor felix, (der Gelehrte Vadian übersetzt „zum seligen Baum") und wurde der Urwald zuerst gerodet. Dort blühten die ersten Obstbäume am heute so obstreichen See.

Wir gehen zwei Jahrhunderte weiter. Und wieder begegnet uns der Bericht eines Kriegsberichterstatters und Geschichtsschreibers, der des Ammianus Marcellinus aus Antiochien. Die Gegner der Römer in dieser Gegend sind jetzt nicht mehr Vindelizier und Rhätier, sondern die Alemannen. Der römische Feldherr, unter dem Ammianus Marcellinus diente, hieß Barbatio, der Kaiser Julian. Ammianus schreibt, der Rhein ströme dahin mit stürzendem Fall wie der Nil mit seinen Katarakten. Aus dem Gebirge kommend ergieße er sich in einen runden und ungeheuren See (Brigantia genannt), der 460 Stadien (= 11½ Meilen) lang sei und fast ebenso breit, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer da, wo jene alte, nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat; denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit streite wider die Barbaren.

War auch das Klima am See damals unfreundlich, so weiß doch der römische Dichter Ausonius den Liebreiz alemannischer Frauen zu schätzen. „Ein Barbarenkind", so schildert er seine alemannische Sklavin Bissula, „das hoch über all den Puppen Latiums (also römischen Frauen) steht. Der Maler, der sie abbildet, muß Rosen und Lilien mischen können." — Der Name Bodensee (lacus potamicus) taucht erst in viel späterer Zeit, in einer Urkunde des Jahres 890 auf.

Ausonius hätte es sich nicht träumen lassen, daß er und seine Bissula in unseren Tagen die Hauptfiguren eines Romanes abgeben würden. Felix Dahn hat ihnen in seinem Roman „Bissula" ein Denkmal gesetzt, und zwar läßt er — und das wird unsere Seehasen besonders interessieren — diesen Roman an den Ufern des Bodensees, den er sehr liebte und an dem er sich lange aufhielt, sich abspielen. Berg bei Friedrichshafen und der Heiligenberg sind bedeutsame Orte darin. Er spricht vom lacus Venetus, — kennt als Historiker also die Ausdrucksweise des Pomponius Mela — und von einer „venetischen Flotte". Die Anfangsworte des Romans, die uns zeigen, wie sehr der Dichter den See liebt, sollen den Schluß unserer Betrachtung bilden:

„Wer einmal zu Friedrichshafen am schönen Bodensee an klarem Augustabend die Sonne prachtvoll versinken sah hinter den Buchenwipfeln von Manzell, — wer die Fluten des Sees und die schneeigen Häupter der Alpen vom Säntis bis zu den Allgäuer Bergen erglühen sah im purpurnen Licht, während die Glockentöne des Ave Maria leise hinzittern über Wald, Wiesengrund und Wasser, — der wird seiner Lebtage das friedvolle Bild dankbar tragen in seinen Gedanken. Dorthin führt uns die Geschichte von der kleinen ‚Bissula'."

Dipl.-Bibliothekar Autenrieth

Schwarzwald-Engländer

Als Schwarzwald-Engländer bezeichnet der Volksmund in Neustadt, Villingen, Furtwangen und an manchen anderen Orten des Schwarzwaldes jene Schwarzwälder, die oft aus ärmlichen einfachen Verhältnissen und bald nach Beendigung der Volksschule das kleine Städtlein oder den einsamen Bauernhof verließen, in England, meist bei Verwandten, die dort bereits ein Uhren- und Schmuckwarengeschäft gegründet hatten, in die Lehre traten, sich langsam, mit echter Schwarzwälder Zähigkeit zu einem gewissen Wohlstand emporarbeiteten und dann beschaulich und still ihren Lebensabend in der Heimat beschlossen. Die stattlichen Geschäfte und Werkstätten, die so vorzüglich in London, doch auch in anderen englischen Städten entstanden, mögen wohl in ihren ersten Anfängen im 18. Jahrhundert von jenen Schwarzwäldern ausgegangen sein, die mit ihren Uhren fast ganz Europa durchzogen und allerorts ihre begehrten Werke verhandelten. Frühzeitig gründeten diese herumziehenden Händler an passenden Marktstätten kleine Geschäfte und Niederlagen, und das reiche England bot dazu günstigen Boden. Doch wie auch die wandernden Händler stets wieder der Heimat zuzogen, um dort sich neu mit Waren zu versehen, um dort vor allem am Ende ihrer Fahrten im ruhigen Genuß des erworbenen Gutes ihr Leben zu beschließen, so blieb auch für die sogenannten Schwarzwald-Engländer stets letzter Wunsch die Rückkehr in die Berge und Wälder der Heimat. Da und dort verheiratete sich einmal einer von ihnen, wenn er sein Geschäft empor gebracht hatte, mit einer Engländerin, einige erwarben auch die englische Staatsangehörigkeit, ihnen wurde wohl das neue Land Wurzelboden. Manchen zog es auch von England aus weiter in die Welt, nach Amerika, nach Australien, aber diese Fälle waren doch selten. Den meisten standen als Ziel und frohe Hoffnung in ihrem entbehrungsreichen Leben in der Fremde ein Häuschen und beschaulich stille Altersjahre im Kreise der Bekannten daheim vor Augen.

Vor etwa 20/30 Jahren lebten im Schwarzwald noch allerorten, besonders in den kleinen Städtlein, solche Schwarzwald-Engländer und wenn sie, wie sie es gerne taten, von ihrem Leben und ihrer rastlosen und doch glücklichen Arbeit in England erzählten, dann leuchteten ihre klugen Wälderaugen. Es waren zwar keine großen, keine sensationellen Ereignisse, von denen sie zu berichten wußten. Im Grunde war es ein einfaches Leben, das sie führten, aber doch ein Leben, das typisch alle für die Schwarzwald-Engländer so charakteristischen Eigenschaften zeigte: klugen Geschäftssinn, Zähigkeit bei der Arbeit, die angefaßt wurde, Fleiß, Geschicklichkeit in der Handarbeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit, klaren Blick für das Notwendige und besonders eine ausgezeichnete Anpassungsfähigkeit an fremde Art, die doch das eigene Wesen nicht verwischen konnte.

Noch in jungen Jahren, meist bald nachdem sie der Volksschule entwachsen waren, kamen die Buben, die Mädel wohl etwas später, nach England. Eines Tages erschien da nach langjähriger Abwesenheit ein Englandvetter auf dem Hof, guckte sich einige Zeit um, suchte sich den brauchbarsten Jungen aus und nahm ihn mit in die große Welt, nachdem bei einem Kirsch und Speckvesper das Nötige im Herrgottswinkel der Stube mit dem Vater abgesprochen und mit einem biederen Handschlag besiegelt worden war.

Eine Reise nach England war damals, etwa vor 100 Jahren noch beschwerlich. Sie führte die Schwarzwälder meist den Rhein abwärts oder über Paris, Calais und Dover. Man kann sich wohl denken, wie die verwirrenden Eindrücke einer solchen Reise, die vielgestaltigen Länder und Städte, die fremde Sprache und Kleidung der Menschen die Augen eines Wälderbuben, der außer dem Wald und den Wiesenhängen der nächsten Umgebung des Hofes bislang nichts von der Welt gesehen hatte, geweitet haben mögen.

In London gab es in jener Zeit eine ganze Reihe zum Teil recht ansehnlicher Schwarzwälder Geschäfte, wie z. B. Kammerer & Kuß, Oxfordstreet; Spiegelhalter, Mount Place, Whitechapel; Straub & Hepting, Blackmanstreet, Borough; Kleyser & Co, Highstreet und andere, die alle — neben dem Uhrenhandel und der Werkstatt — auch Schmuckwaren verkauften.

Ihre Geschäftshäuser hatten diese Schwarzwald-Engländer, wie es damals üblich war, für 33, 66 oder 99 Jahre gemietet. Ebener Erde befanden sich der Laden und die Lagerräume. Im zweiten Stock wohnten eng gedrängt, die Familien der Geschäftsteilhaber. Im dritten lag die Werkstatt, und alle übrigen Stuben, auch im vierten Stock bis unters Dach waren Schlafkammern, denn die Gesellen (manchmal bis zu einem Dutzend), die Lehrlinge und Mägde, die alle aus dem Schwarzwald stammten, hatten im Hause Wohnung und Kost. Alle waren aufeinander angewiesen, die meisten verwandt. Sie bildeten eine große Familie, eine Schwarzwälder Arbeitsgemeinschaft mitten in der fremden Weltstadt.

Die Schwarzwald-Engländer in London lebten im allgemeinen sparsam, obwohl diejenigen, die eigene Geschäfte besaßen, recht gut verdienten. Für Vergnügen wurde nicht viel ausgegeben. An

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg